

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.
Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Schluß.)

„Mehr als Deine Worte und das Gesetz,“ erwiderte Louise mit auffallend fester Stimme, „gilt meinem Gewissen das, was ich erleben mußte. Durch eine Lüge, die mir die entsetzlichste Sünde: Verleumdung meines Vaters, meiner Freunde! aufbürdete, wurde ich dem Kloster geweiht; die Erkenntniß löste das Band, das Jene nun vollends zerrissen, indem sie mich aufgaben, flohen, um mich einem Schicksal zu überlassen, das gewiß ein entsetzliches geworden wäre, wenn der Himmel mir nicht meine Lieben zur rechten Stunde als Befreier gesandt! Mein Gewissen sagt mir, daß ich frei und wieder Euere Louise geworden bin.“

„Huffah!“ schrie plötzlich der Limburger, indem er einen Freuden sprung versuchte. „Da höre ich das liebe helläugige Mädchen von damals wieder, das den wilden Jäger zahm gemacht.“

„Zum Vater!“ sagte Louise, die langsam Kopfschleier und Skapulier abgelegt und nun in dem einfachen schwarzen Gewande da stand. Doch indem sie sich wendete, stieß sie einen jähen Schmerzschrei aus.

Das Kloster stand bereits in vollen Flammen; die Wiedervereinigten hatten weder auf den immer greller werdenden Lichtschein, noch auf das wilde Schreien und Toben der Plünderer geachtet. Jetzt erst sahen sie das Zerstörungswerk und wie die Flammen bereits das Dach der Kirche ergriffen hatten. Zu retten war nichts mehr und mit einem finsternen Blick wandte Henry das Gesicht von dem gräßlichen Schauspiel ab.

Noch wenige Augenblicke und Louise lag an der Brust ihres blinden Vaters. Keiner Worte waren die beiden Wesen, welche sich so innig, heilig liebten, fähig, nur durch

ihre Thränen, durch das leise Zittern der Arme, womit sie einander umfaßt hielten, sprachen sie zusammen. Doch ihre Herzen erfüllte ein Glück, wie es reiner, schöner die Erde und der Himmel nicht zu geben vermögen: der Vater, der sein Kind als ihm gestorben beweint, preßte es wieder an sein klopfendes Herz, er empfand den Hauch seines Mundes, vernahm sein frohes Weinen, seine Stimme, und die Nacht, welche ihn umfing, gestaltete sich dem Glücklichen zu dem hellsten, sonnigsten Freudentag.

Und auch der Sohn wird ihm im selben Augenblicke wiedergeschenkt. Auch dieser lag weinend an des Vaters Herzen. Dies Glück war zu groß, zu schön, und wohl nicht zu schwer durch jahrelanges Leiden erkaufte.

Hans von Altheim hatte sich still aus dem kleinen Stübchen entfernt. Diese Stunde gehörte dem Vater, das fühlte er, und in Demuth zog er sich zurück.

Doch unthätig blieb der wackere Freund nicht. Einen seiner Knechte hatte er schon früher in der Nähe des Klosters herangerufen, und nun hielt der Mann auf seinem Gaul vor dem Häuschen. Er empfing von seinem Herrn einen Auftrag und sprengte dann dem Ausgang des Thales zu.

Keine halbe Stunde später hielt ein ländlicher Wagen, mit Stroh belegt, Sitze, und von einem runden Lederdach überspannt, vor der Wohnung Dümmler's.

In derselben war während dieser kurzen Zeit eine merkliche Veränderung vorgegangen. Vater Dümmler saß vollständig angekleidet auf einem Stuhle. Durch die Wiedervereinigung mit seinen Kindern war er nicht allein glücklich, sondern auch gesund gemacht worden — zugleich auch ver-

nünft'g, wie der Limburger etwas verb, doch richtig meinte, nachdem er erfahren, was weiter noch geschehen.

Hans von Altheim hatte sein früheres Anerbieten, zu ihm zu ziehen, in ernsterer, dringender Weise wiederholt; jetzt, in den unruhigen, wie auch unsicheren Zeiten sei ja ein Bleiben in dem kleinen Häuschen zur Unmöglichkeit geworden. Henry unterstützte den Vorschlag und da Louise unbefangenen einwilligte, so war der Alte gerne bereit zu Allem, was seine Kinder beschließen würden.

Der Wagen stand vor der Thür und so sollte denn der Umzug auch sofort in's Werk gesetzt werden. Vater Dümmler wurde in das G-fährt gehoben, Louise nahm an seiner Seite Platz, Hans von Altheim ergriff Peitsche und Zügel und der Limburger schritt nebenher, da es ihm vollständig unmöglich geworden wäre, seine mächtige Gestalt in den engen Wagen hineinzubefördern. Auch konnte er mit den Fahrenden leicht Schritt halten, da es des schlechten Weges halber nur langsam vorwärts ging.

Nur Henry blieb zurück. Er mußte nach seinen Leuten sehen, versprach jedoch, morgen in der Frühe mit seinen Dragonern bei dem Herrenhause in Briesmengen zu halten, um Abschied von seinen Lieben zu nehmen.

Am anderen Morgen langte Henry mit seinen Dragonern vor dem Altheim'schen Herrenhause an. In Gräfinthal war nichts mehr für ihn zu thun, zu retten gewesen, die tolle, fanatisirte Horde hatte das Kloster ausgeplündert und verbrannt, und der Kapitän, wenn auch mit Ingrimm und Abscheu, es geschehen lassen müssen. — Den Nonnen leuchtete noch der Feuerschein auf ihrer Flucht, das war die letzte Erinnerung, welche sie mit in ihre traurige, ungewisse Zukunft nehmen sollten.

Henry nahm Abschied von dem Vater, die Pflicht rief ihn zu seinem Regimente, und der alte Dümmler hieß sein Herz schweigen und den Sohn mit seinem Segen ziehen. Draußen drückte er die dem Leben wiedergeschenkte Schwester, die beiden treuen Freunde lange und stumm an sein Herz, dann legte er rasch die Hände Louise's und Altheim's ineinander, hielt sie trotz des Erröthens des Mädchens fest gepreßt und sprach tiefergriffen:

„Ihr habt Euer Ziel erreicht, auch mir wird mein Theil werden. — Wie Gott es will! Lebt wohl und gedenkt in Eurer Glücke des Bruders, der für ewig verloren, was Euch geworden: Liebe und Glück! — Lebt wohl!“

Wenige Augenblicke später sprengte er mit seinen Reitern davon.

Viertes Kapitel.

Mutter Agnes und noch einmal der gelbe Salon.

Wir müssen in dieser ereignißvollen Nacht nochmals nach dem Karlsberge zurückkehren, da dort das Schicksal zweier Personen sich entscheiden wird, denen wir in unserer Erzählung mehrfach begegnet sind.

Die Flucht des Herzogs war so geräuschlos ausgeführt worden, daß selbst die übrigen, in dem inneren Vorzimmer wachenden Lakaien keine Ahnung davon gehabt hatten. So fand denn die gegen Mitternacht auf dem Berge erscheinende

französische Kavallerie Schloß und Kasernen noch immer in tiefem Schlafe.

Doch bald änderte sich dies. Die Dragoner hatten bereits unterwegs, im Angesichte der weitläufigen herzoglichen Residenz, ihre Instruktionen erhalten und vertheilten sich bei Ankunft auf der Höhe sofort nach allen Richtungen.

Die Kasernen, Lagerhäuser wurden besetzt, die Posten entwaflnet, und da dies Alles nicht lautlos hergehen konnte, so erwachte bald die ganze Bevölkerung des Karlsberges. Soldaten, Jäger, Knechte, Weiber und Kinder, und ein größlicher Tumult begann von allen Seiten.

Die Weiber flohen heulend, die Männer, besonders die Soldaten, machten nur zu bald gemeinschaftliche Sache mit den Franzosen und den Volkshaufen, die, freiheitsstoll und bentelustig, den Zug begleitet hatten.

Zugleich waren aus allen Ecken und Enden zerlumpte Gestalten aufgetaucht, welche sich blitzschnell in dem über-rumpelten Schlosse verbreiteten, und bald darauf flammte es in dem großen Gebäude, besonders in dem Mittel- und Haupttheile, hell auf.

Feuer war angelegt worden, nicht an einer Stelle, nein! an allen Ecken, unten im Erdgeschos, wie hoch oben im Gebälke des Daches. Nur zu rasch schlug die glühende Lohe zum Himmel und beleuchtete die grausig wilde Szene, welche sich in dem großen Schloßhose entwickelte.

Das brennende Schloß zog die über ihren schnellen Sieg schier tollgewordene Bande der Sansculotten und der freiheitslustigen Zweibrücker an, in ihrem Scheine trank, sang und tanzte es sich gut. Rasch war eine grüne Tanne herbeigeschleppt, als Symbol der Freiheit mitten in dem Schloßhose auf gepflanzt worden, und aus den Kellern, deren Thüren man eingeschlagen, wurden die vollen Fässer des köstlichsten Weines heraufgeschafft.

Die herzoglichen Bedienten, welche endlich die Flucht ihres Herrn erfahren hatten, schlossen sich ebenfalls, theils aus Furcht, theils aus erbärmlicher Charakterlosigkeit, den fremden Volksbeglückern an, und von allen Seiten, wohin nur der Schein des brennenden Schlosses drang, eilten die Bauern herbei, ihren leider nur zu gerechtfertigten Haß an dem Orte zu kühlen, von wo ihre unsäglichen Bedrückungen ausgegangen.

Je höher und heller die Flamme loderte, je dichter füllte sich der Schloßhof mit wilden, fanatisirten Gestalten, die, von Wein und Freiheit trunken, jubelnd und ihrem davongelaufenen Herrn fluchend, um den Freiheitsbaum tanzten und, so gut es ging, mit den Sansculotten das „Ca ira! ca ira!“ sangen.

Wie die wenigen Bewohner des Schlosses gleich bei Beginn des unerwarteten Tumultes aus ihrem Schlafe geweckt und auf die Beine gebracht worden waren, so hatte auch der Forstmeister Destner, jäh von seinem Rissen auf-schnellend, das wilde Getöse mit Schrecken vernommen. Mit den Verhältnissen bekannt, wußte er, was geschehen und auch, was er jetzt zu thun habe. An seinen Herrn zu denken, der seiner Dienste in diesem gefährlichen Augenblicke wohl bedürfen könne, kam ihm nicht in den Sinn. Flucht, rasche Flucht mit seinen Schätzen, das war es, was allein und mit feurigen Zügen sein Hirn durchleuchtete. Rasch

hatte er sich angekleidet, dann eilte er nach einer seiner Stuben, deren Fenster nach dem Schloßplaz gingen. Hier sah er beim Scheine der Fackeln die französischen Dragoner, allerlei heulendes Gefindel; zugleich tauchte eine andere Helle auf, unter ihm, dort in der Höhe und ganz nahe über seinem Haupte, und ein Entsetzen, die Ahnung einer furchtbaren Gefahr begann seinen Körper zu schütteln.

„Das Schloß brennt! — die Schurken haben es an allen Ecken angezündet. — Säume ich noch einen Augenblick, so bin ich rettungslos verloren!“

So keuchte er, während bereits sein Gesicht zu glühen begann, der Schweiß in dicken Tropfen von seiner Stirne perlte.

Während der wenigen Augenblicke war das Geheul, das Schreien und Fluchen, unten in den verschiedenen Höfen, immer stärker geworden, jetzt erklang es auch in den Gängen des Schlosses. Dampf, Schrecken, Entsetzen verbreitend, drang es hinauf in die hochgelegene Wohnung an Destner's Ohr, steigerte seine Aufregung und Angst, doch auch seine fieberhafte Eile.

Den bergenden Schrank hatte er mit einer solchen Gewalt von der Thür weggerissen und gestoßen, daß das Möbel mit lautem Gepolter mitten in die Stube fiel. Die Thür flog auf. Dort, in dem schmalen dunklen Gange, lehnte der Leinwand, der seine reichen Schätze barg, wider der Mauer. Destner mußte Licht haben, denn die Treppe war schwarz, dunkel — der arme Thor! nur noch wenige Augenblicke und eine ganz andere Flamme, als die einer armeligen Wachskerze, würde ihm auf seinem Wege geleuchtet haben!

Den schweren Saß auf der Schulter, den Leuchter mit dem brennenden Lichte in der anderen Hand, steigt er unter seiner ungewohnten Last schwerathmend die schmale Treppe hinauf. Immer näher tönt ihm das wirre Schreien, Jubeln und Singen, doch nun dringt auch durch die erblindeten Scheiben der kleinen Treppensenster ein heller Feuerschein, der bald greller wird. Also auch von der Rückseite hat man das Schloß angezündet! Neues Entsetzen faßt den Flüchtigen, verwirrt seine Sinne, denn er weiß nicht, welchen Gefahren er entgegensteht.

Jetzt ist er keuchend bei der unteren Thür angelangt — das Licht hat er schon auf einer der oberen Etagen mit einem Fluche weggeworfen, weil es ihm auf seinem Wege bleicher leuchtete, als die rothe Flamme von außen. Jetzt hält er den Schlüssel und sucht mit zitternden Fingern das Schloß zu öffnen. Ein unheimliches Knistern dringt dabei von außen her an sein Ohr.

Das Schloß leistet endlich keinen Widerstand mehr, die Thür fliegt auf, doch mit einem entsetzlichen Schreckensschrei prallt Destner zurück. Die helle Flamme schlägt ihm entgegen. Der Weg, der ihn zur Freiheit führen soll, zeigt ihm eine rothglühende Hölle. Die Holzmassen, welche in dem kleinen Höfchen zum Dienste des Schlosses aufgestapelt liegen, sind von den Nordbrennern als willkommene Gelegenheit angezündet worden und lichterloh brennen die Berge harzigen Fichten- und Tannenholzes, zugleich einen erstickenden Qualm verbreitend, der nur zu rasch den ihm neu

eröffneten Abzugskanal des schmalen, fast einem Schornsteine gleichenden Treppenhauses füllt.

All seine Seelenkräfte rafft der Unglückliche, der sich bereits verloren sieht, zusammen, um denken, handeln zu können. Er muß zurück, auf einem anderen Wege in's Freie zu kommen suchen. Das Schloß ist groß und hat der Gänge, Treppen und Ausgänge viele, die er alle kennt und zu finden weiß.

Dieser Gedanke, der wie ein Blitz sein kochendes Hirn durchleuchtet, giebt ihm, wenn vielleicht auch nur für Augenblicke, neuen Muth, frische Kraft, und schon stürmt er mit seiner kostbaren Last die Treppe wieder hinauf. Auf jeder Etage versucht er die längst verschlossenen Thüren zu sprengen, doch es ist ein vergebliches Mühen; auch hat er keine Zeit, sich dabei aufzuhalten, denn der harzige Qualm ist schneller als er, und eilen muß er sich, will er in ihm nicht rettungslos untergehen.

Jetzt hat er sein Zimmer hoch oben unter dem brennenden Dache wieder erreicht. Die Thür schlägt er tief athmend zu und der ihn verfolgende tödtliche Feind, der erstickende Rauch, ist für kurze Zeit gebannt. Der Korridor seiner Wohnung ist noch frei, vom Feuer selbst hier keine Spur zu sehen. Nur an einem Ende bringt ein matter Gluthschein über die Bodentreppe hernieder. Wie ein gehektes wildes Thier eilt er den Gang entlang, nach dem Hauptbau des Schlosses zu, wo er den heimlichen Ausgang nach der Eremitage weiß. Auf diesem Wege kann er entfliehen und auch seine reiche Beute retten, denn Niemand vermag ihm dorthin zu folgen. Ein Blick durch die Fenster des Korridors, an denen er nun vorüber eilt, hinab in den Hof, auf den im rechten Winkel sich vor ihm erhebenden Mittelbau sagt ihm dies. Denn die leeren Appartements der ersten Etage, links des Hauptportals, wo sie — an die er in diesem Augenblicke nicht zu denken wagt — zuletzt gewohnt, sind von den aufsteigenden Flammen umhüllt. Niemand wird sich hinein getrauen, und die rückwärts gelegenen Theile des Schlosses müssen noch frei sein, ihm einen Ausgang gewähren.

Jetzt hat Destner eine Laufstreppe erreicht, die in der Ecke, wo der Seitensügel mit dem Mittelbau zusammenstößt, niederführt. Auch diese ist noch von Rauch und Feuer frei, und keuchend steigt Destner die Stufen nieder. Er ist in der Nähe der ersten Etage angelangt — hier begegnet seinem Auge wieder der gräßliche rothe Feuerschein, und greller, als bisher. Die Partiererräume stehen in vollen Flammen, ein entsetzliches Schauspiel, das seine passende Ergänzung durch das Geheul der Menge draußen im Schloßhofe erhält.

Doch der Gehekte muß weiter; einen Theil der Appartements muß er durchheilen, um nach der Verbindungstreppe der Eremitage zu gelangen. Der schmale Gang ist leer, doch vor der Thür, welche ihn in die bekannten Kammern, in die Nähe der prächtigen Räume führt, wo jene Unglückliche geweilt, die er einem entsetzlichen Tode zugeführt — die sein eigenes Kind gewesen! — da zaudert sein Fuß, seine letzte Kraft scheint zu schwinden und die Angst des Todes ihm das Herz abzurücken, den Athem zu rauben.

„Vorwärts — in Satans Namen!“ keuchte er endlich mit wildem, irrem Blicke.

Die Thür reißt er auf und eilt weiter. Schon hat er das Zimmer erreicht, welches auf den Korridor und hinab in den verdeckten Gang führt, da hemmt er abermals jäh seinen Schritt. Sein Haar sträubt sich vor Entsetzen empor, die glühenden Augen weit aufgerissen, horcht er athemlos.

Dort — hinter der Thür, die nach den vorderen Räumen führt, durch deren Spalten der Feuerschein schlangenartig ihm entgegenzüngelt, vernimmt er eine Stimme — Worte, Töne, die seinen Fuß am Boden bannen, seine Kräfte lähmen, daß er sich mit seiner Bürde wider die Wand lehnen muß, um nicht umzusinken.

Es ist die wahnsinnige Mutter Agnes, welche, trotz des Feuermeeres in ihrer Nähe, ihr allnächtliches Werk vollbringt, ihre arme, todte, kopflose Puppe singend und plaudernd zur endlichen Ruhe zu bringen sucht.

Der vor Schrecken gelähmte Mann, der dort sich an der Mauer festgeklammert, hat die Worte, die Weise verstanden, und ein schriller Schrei entringt sich seinem schaumbedeckten Munde.

In diesem Augenblicke wird die innere Thür aufgerissen und die Wahnsinnige erscheint auf der Schwelle. Nun dringt auch der helle Feuerschein in das bisheran dunkle Zimmer und beleuchtet die Gestalt, welche, unfähig, sich zu bewegen, mit ihrer Bürde wider die Wand lehnt.

Die grauen glühenden Augen der Mutter Agnes hefteten sich starr auf Destner, dann schreit sie plötzlich, ihn erkennend:

„Der Forstmeister?! — Endlich, endlich bist Du da, und nun soll auch die Hochzeit sein! — Komm', komm'! unser Püppchen harret — ich habe es so schön geschmückt — mit dem schwarzen Kleide — wie damals — hihi!“

Eine häßlich klingende Lache ausstoßend, stürzt sie nun wie eine Furie auf Destner zu, umfängt ihn mit beiden Armen und zerrt den Willenlosen, der wohl auch seine Besinnung verloren hat, sammt seiner Last mit sich fort. In den wüsten Raum, den die Wahnsinnige bis jetzt bewohnt hat, geht es, dann wirbelt sie mit ihm durch die anderen Zimmer. —

Wider eine Thür taumeln Beide, diese springt auf und vor ihnen liegt der prächtige gelbe Salon mit seinen gefiederten Atlastapeten und seinen goldenen Möbeln. Doch der üppige Aufenthalt ist zu einem entsetzlichen, zu einer Hölle geworden: Rauch und Qualm erfüllen ihn, ringsum schlagen Flammen auf, aus dem Boden dringen sie, ringeln sich an den kostbaren Tapeten und Möbeln empor, und in wenigen Augenblicken muß Alles zusammenbrechen, in dem Feuermeer, das in der unteren Etage fluthet und wüthet, verschwinden.

In diesem furchtbaren Augenblicke scheint Destner die Besinnung zurückgekehrt zu sein, er erkennt wohl das Schreckliche, das ihn bedroht, und laut aufschreiend will er sich von den Armen der Wahnsinnigen, die ihn wie mit eisernen Fängen halten, befreien. Doch Mutter Agnes läßt ihn nicht, immer weiter unter grellem Lachen zerrt sie ihn in den Salon hinein.

Alles ist verloren. Nun erst läßt Destner die Hand von seinem reichen Schatz, den er bis jetzt noch immer krampfhaft auf der Schulter festgehalten, fahren. Mit beiden

Fäusten, seinen Füßen, Zähnen, will er sich von dem rasenden Weibe befreien, doch es ist zu spät.

Altrrend gleitet die goldene Last auf den brennenden Teppich nieder.

In demselben Augenblicke erfolgt ein entsetzliches Krachen, die Fußböden des gelben Salons und der Räume, die ihn umgeben, sind durchgebrannt, die Flammen schlagen überall hoch empor, und ihre greslen Todeschreie vereinigt, stürzen die Wahnsinnige und Destner mit dem zusammenbrechenden brennenden Gebälk hinunter in die Tiefe, in die glühende Lohe, das Gewoge der Flammen, die Beiden bei lebendigem Leibe zur Hölle wird, welche die Sünder nach einem letzten Keuchen, wohl einem Fluche, verschlingt und begräbt.

Draußen, im Schloßhofe, tanzt die fanatisirte trunkene Menge um den Freiheitsbaum der Carmagnole und begrüßt das Zusammenbrechen der brennenden Etage mit einem Jubelgeheul, das wohl für ein Triumphgeschrei der Hölle gelten kann.

Das war der Grabgesang der Unseligen. —

Fünftes Kapitel.

An verschiedenen Orten. — Schluß.

Noch muß ich den Leser, bevor ich Abschied von ihm nehme, an verschiedene Orte führen. Mit dem Karlsberge wollen wir beginnen.

Die prächtige Residenz Herzogs Karl des Zweiten von Zweibrücken war in jener verhängnißvollen Nacht des 9. Februars 1793 nur theilweise von den Flammen zerstört worden. Der Mittelbau und einer der Seitenflügel lagen etwa zur Hälfte in ihrer Asche, als öde Ruinen da. Nachrückende französische Dragoner hatten auf Befehl ihres Kommandirenden dem Vernichtungswerke Einhalt gethan. So standen denn noch der weit größte Theil des weitläufigen Residenzschlosses und sämtliche übrigen Prachtbauten, die den Karlsberg bildeten. Doch auch ihre Stunde sollte schlagen, und nur zu bald!

In der armen Pfalz hauste die Furie des Krieges ununterbrochen und unerbittlich fort. Freund und Feind suchten das arme, so viel- und schwergeprüfte Land abwechselnd heim, und heute waren die Preußen, morgen wieder die Franzosen Herr des Herzogthums und des Karlsberges.

Während dieser Zeit übten in Paris die Männer des Schreckens ihre Herrschaft in immer furchtbarer Weise: Tod und Vernichtung war ihre Parole. Die im Felde stehenden Generale erhielten mit der Guillotine, die hinter ihnen dreinzog, auch andere, blutigere Befehle, und Alles, was an das Königthum erinnerte, sollte vernichtet, zerstört werden.

Da kam auch das Ende für den Karlsberg heran; die Woge der Sündfluth nahte, welche die stolzen Schöpfungen des „schlimmen Karls“ verschlingen, von dem Erdboden wegwaschen sollte für immer.

Am 28. Juli des Jahres 1793 war es. Die Preußen hatten den Karlsberg besetzt, doch aus dem Glanthal zog der republikanische General Houchard, wenn auch auf dem Rückzuge, doch mit einer Uebermacht heran. Plünderungen, Mord

und Verwüstungen bezeichneten den Weg, den seine wilden, meistens undisziplinirten Horden nahmen.

Um den Karlsberg war es geschehen, denn die Preußen mußten sich zurückziehen, und die Residenz, einmal besetzt, wurde „Nationaleigenthum“ und sollte, nach dem Willen des Konvents, als ein die Menschenrechte höhnnendes Denkmal fluchwürdiger Tyrannei von der Erde vertilgt — doch vorher von den braven Sansculotten gründlich geplündert werden.

In der Nacht, welche diesem Tage der Zerstörung voranging, während die preussischen Kompagnien in aller Stille von der Höhe des Karlsberges abzogen, herrschte auch in dem Parke der Karlslust ein eigenthümliches, geheimnißvolles Leben. Jانا, die Soberana der Zigeuner, hatte die Glieder ihres Stammes ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes auf den Platz vor ihrem Zelte versammelt. In ihrer bunten, phantastischen Tracht, mit den Abzeichen ihrer Würde geschmückt, war sie unter die Ihrigen getreten, welche lautlos und ehrfurchtsvoll der Worte harreten, die ihre Führerin zu ihnen reden würde.

Jانا's Auge war eingefallen und glühte unheimlich, fieberhaft, und ihr braunes Antlitz erschien in einer graufahlen Farbe, die man wohl die Blässe des Todes hätte nennen können. In der Hand hielt sie einen kleinen Stab mit seltsamen Emblemen und Zierrathen von Gold und Elfenbein, und ihr zur Seite stand der alte, riesige Zigeuner Gallando, welcher mit ernstem, fast finsternem Blick auf die Frau schaute, der er durch sein ganzes Leben lang, unter allen Verhältnissen, eine so seltene Treue bewahrt hatte.

„Die Stunde des Abschiedes ist gekommen,“ sprach Jانا langsam und ernst, indem sie den Stab Gallando reichete. „Mein Reich ist zu Ende und den heiligen Estado, den Stab, der Euch leitete, gebe ich in die Hände des Treuen, auf dessen Wort und Wink, und wäret Ihr auch noch so fern, Ihr fortan hören werdet. Eine Heimath wollte ich meinem armen Volke gewinnen — kein Opfer, keine That war mir zu schwer, zu entsetzlich dazu. Der Versuch ist mißlungen, der Zigeuner wurzelt in keinem Boden. Die vielen Jahre, welche wir hier gehaust, haben mir dies gezeigt. Wandern müssen wir! Wandern, das ist der Fluch, der auf uns lastet, wie auf jenem Juden, der den Nazarener vor der Kreuzigung gelästert; wandern — wandern, bis wir im Tode die Ruhe, im Jenseits die Heimath finden. Und diese Heimath wird Jedem von uns werden. — Heute Nacht weilen wir noch hier,“ fuhr sie energischer fort, indem zugleich sich ihre ganze Gestalt hob und das Auge wieder aufblitzte, „morgen müssen wir fort! Doch mit uns verschwindet auch Alles, was hier auf dem Berge lebt und sich erhebt. Die stolzen Schlösser, die ellen bunten Bügen hier in dem Walde, Alles wird ein Raub der Flammen werden, und Euch gehört es von dem Augenblicke an, wo die ersten Funken des vernichtenden Elementes sprühen. Sättiget Euch an der reichen Beute, die ein Raub gewesen und Euch als Raub versallen ist; Alles, was die Hände erfassen können, wird Euer Eigenthum — dann flieht! denn die Stätte ist verflucht — verflucht.“

Ein befehlender Wink, dann stob die ganze Schaar auseinander, Klage töne, doch auch Schreie einer wilden, gierigen Freude ausstößend.

Wenige Augenblicke später befand sich Jانا mit Gallando allein.

„Auch dies wäre vollbracht,“ sagte Jانا zu dem Zigeuner. „Nun laß uns gehen.“

„Aendere Deinen Entschluß, Soberana,“ entgegnete Gallando mit bittender, fast zitternder Stimme. „Bleibe bei Deinem Volke.“

„Muß ich Dich mahnen an Deinen Eid?“ klang es unwillig. „Es ist zu spät. Mit dem Tage schlafe ich ein — kehre zu ihr zurück, die mir vorausgegangen — die der Mutter harret. Komm!“

Dann schritt sie voran in den Wald und lautlos folgte ihr der Zigeuner.

Nach einer kleinen Wanderung waren Beide vor einem Abhange angelangt, den Felsenstücke bedeckten, als wären sie vor Jahrhunderten von Riesen Händen den Bergrücken hinabgeworfen worden. Hier hemmte Jانا ihren Schritt.

„Define den Eingang!“ sagte sie.

Gallando hantirte an einem Steine, der sich wie in Angeln drehte, und eine schmale Treppe, der Eingang einer Höhle, wurde sichtbar.

Es war dieselbe, welche einst dem verfolgten jungen Förster ein sicheres Asyl geboten, welche die reichen Schätze der Horde barg, die noch immer dort unten in der zerklüfteten Felsenkammer ruhten.

Doch noch einen anderen Schatz hatte die Höhle erhalten. Ein hölzerner Sarg mit der Leiche eines armen Mädchens, der bisheran in dem Zelte Jانا's unter der Decke des Bodens geruht, war von Gallando in dies heimliche Versteck geschafft worden.

„Entferne die Angeln!“ rief Jانا.

Der Zigeuner schob ein starkes Stück Holz, einen abgefägten Baumstamm, unter den Stein, dann zerschlug er mit einem schweren Instrument die Angeln, welche den Felsenblock hielten, und entfernte sie. Während dieser Arbeit schien seine ganze Gestalt zu zittern, doch sein Mund schwieg.

„Leb' wohl, Gallando, mein alter Freund! — Und Dank für Deine Treue. — Halte mich nicht zurück! Hörst Du denn nicht, wie mein Kind nach mir ruft? — Schließe mein Grab und gehe!“

Damit hatte sie sich von den Händen des Mannes, die sie zagend zu halten suchten, losgerissen und stieg die Treppe hinab, in deren Dunkel sie verschwand.

Einen Augenblick zauderte der Zigeuner. Da tönte es ihm von unten, wie aus einem Grabe, mit drohender Stimme entgegen:

„Gedenke Deines Eides, auf daß auch wir uns einstens wiedersehen!“

Jetzt ermannete sich der Bögernde. Mit einer zweifelnden Aufwallung riß er das Holzstück unter dem Steine weg und mit einem dumpfen Schalle schloß sich der Eingang der Felsenkammer — für immer. Dann eilte er, seinem Schmerze keinen Zwang mehr anlegend, wilde Klage töne ausstößend, in den Wald zurück.

Mitten in der selbstgewählten Gruft kauerte Jانا, von ihren goldenen Schätzen umgeben, vor dem Sarge ihres todtten Kindes, und mit dem scheidenden Tage schlief sie ein,

in der Hoffnung, jenseits wiederzufinden, was sie auf Erden durch eigene Schuld und Sünde verloren.

Am andern Morgen zogen 4000 Franzosen, mit dem Verwüster Houchard an der Spitze, auf dem Karlsberg ein. Mehrere hundert Wagen Stroh, Tonnen, mit Pech gefüllt, führten sie mit sich und 180 Mann wurden kommandirt, sämtliche Gebäude ohne Ausnahme in Brand zu stecken.

Kaum züngelten die ersten Flammen empor, da begann auch die Plünderung, doch mit den Sansculotten stürzten sich auch von allen Seiten die zerlumpten braunen Gestalten, die bisherigen Bewohner der Karlslust, in das Schloß und raubten von den zahlreichen Kostbarkeiten — um ihre Beute wieder in die Flammen zu werfen, wenn sie Kostbareres erwischen konnten.

Aus Nähe und Ferne kamen die Bauern sogar mit mehrspännigen Wagen herbei, plünderten und stahlen, was die Andern übrig gelassen. Dazwischen ertönte das Geheul, der Jubel der barbarischen Rotten der Mordbrenner, der Plünderer, das Wehklagen der armen Bewohner des Karlsberges.

Alles, was sich in den Sälen und Zimmern vorfand und nicht mitgenommen werden konnte, die kostbaren Kronleuchter, Spiegel, die reichsten und seltensten Möbel, die Sammlungen des Herzogs, wurden zer schlagen, zerstört, bevor es die Flammen verschlangen.

Es war ein gräßlicher, höllischer Hexensabbath, der selbst die feindlichen Anführer mit Grausen erfüllte. Den ganzen Tag dauerte die Plünderung und der furchtbare Brand, welcher die Gegend weithin in entsetzlicher Weise beleuchtete.

Nachdem die Arbeit hier gethan, kam die Karlslust an die Reihe, und ihre Wunder und Herrlichkeiten verschwanden ebenfalls von dem Erdboden.

Als die Franzosen nichts mehr zu zerstören fanden, zogen sie ab, die Vollendung ihres Werkes den Zweibrücker Bauern überlassend, welche dies auch so vortrefflich fertig brachten, daß nach wenigen Tagen nur wüste Stein- und Schutthaufen auf dem Berge lagen, aus denen selbst die Eisentheile verschwunden, geraubt und davongeführt worden waren.

Schutt und Asche, das war das Ende des Karlsberges, der stolzen, märchenhaften Schöpfung des letzten Herzogs von Pfalz-Zweibrücken.

Unter wechselndem Glück kämpften die republikanischen Heeresabtheilungen in dem Zweibrücker Lande und in der Pfalz. Kaum drei Wochen nach den früher angedeuteten Ereignissen auf dem Karlsberge, am 14. September, stießen die beiden feindlichen Heere in großer Stärke bei dem Berge Horeb und dem Städtchen Pirmasens aufeinander. Herzog Ferdinand von Braunschweig und die französischen Generale Moreau und Beauharnais stehen sich gegenüber, und eine der blutigsten Schlachten des ganzen Revolutionskrieges wird geschlagen, die für die Preußen zu einem großen Siege sich gestaltete, dem General Beauharnais aber den Kopf auf der Guillotine kosten sollte.

Stundenlang schon kämpften die beiden Heere in wildester Erbitterung, da erstürmen die französischen Dragoner die Husterhöhe und werfen die preussische Infanterie bis an die Mauern von Pirmasens zurück. Die Feinde sehen sich bereits als Sieger. Da werfen die Braunschweiger Husaren, Dragoner sich mit wildem Ungestüm auf den Feind und ein furchtbarer Reiterkampf beginnt, der hier zu einem wirren Gemekel, dort sich zu rasch beendigten Einzelgefechten gestaltet.

Da reißt ein französischer Dragoner-Kapitän plötzlich mit einem lauten Aufschrei sein Pferd zurück, daß es sich hoch aufbäumt. Die Hand mit dem Säbel sinkt, und starr schaut er einem der preussischen Dragoner-Offiziere in das Gesicht, den der Zufall ihm in dem Gewirre des Kampfes entgegengeführt.

„Scharfeneck! — Endlich!“ knirschte der Franzose, dann ruft er dem Offizier, der bei Nennung des Namens jäh zusammengefahren war, in deutscher Sprache und in einer Aufregung, die etwas Unnatürliches hatte, zu:

„Du kennst mich wohl nicht mehr? — Hei! den Säbel geschwungen! — Schon einmal stand ich Dir gegenüber — ich bin der Förster Düm ler vom Louisenhof, dem Du sein Alles stehlen wolltest — und auch gestohlen hast, um es dann, einem feigen Buben gleich, seinem Henker zu überlassen! — Heran, vertheidige Dich, Elender! Deine Stunde ist gekommen — und auch die meinige — ich weiß es!“

Der Offizier erbleichte. Eine fahle Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, doch vermochte er nichts zu erwidern, denn schon drang der Kapitän mit einer Wuth auf ihn ein, daß ihm kaum Zeit blieb, sich gegen den ersten stürmischen Angriff zu decken.

Der Kampf war ein kurzer. Der preussische Dragoner machte einige verzweifelte Versuche, seinen Gegner von sich abzuwehren, da fuhr plötzlich der Säbel Dümmler's mit solcher Gewalt über das Gesicht des Preußen, daß er dies förmlich in zwei Theile schnitt und dann noch tief in den Hals drang. Ein rother Blutstrom ergoß sich über die Uniform und lautlos, todt sank Scharfeneck, denn er war es, von seinem Pferde auf den blutgetränkten Boden.

Einen keuchenden Aufschrei stieß Henry aus, als ob er von einer entsetzlichen Last befreit worden sei, dann riß er mit wilder Gewalt sein Pferd herum und stürmte in den dichtesten Knäuel der Kämpfenden. Wie ein Wahnsinniger hieb er um sich und drang immer weiter in die Haufen der Feinde ein, der Wunden nicht achtend, aus denen sein Körper bereits an mehreren Stellen blutete. Von allen Seiten drangen jetzt die preussischen Dragoner auf den Tollkühnen ein. Noch einige Male hob sich der Arm mit dem bluttriefenden Säbel, dann keuchte der Mund: „Gerächt — entfühnt! — Ich komme!“ und von Wunden durchbohrt fiel Henry todt unter die Hufe der Pferde, die mit ihren Reitern über ihn hinwegstürmten zu andern Kämpfen, zu endlichem, glorreichem Siege.

Fast zur selben Zeit fand am äußersten Ende der Pfalz, in dem Altheim'schen Herrenhause zu Blietsmengen, eine stille, ergreifende Feier statt. Wohl hatte auch hier der Krieg seine

Drangsale verbreitet, doch da der kleine Ort hart an der Grenze und ziemlich versteckt lag, so waren es meistens nur Durchzüge, von denen die Bewohner der Gegend zu leiden hatten, und diese ließen sich noch ertragen. Die Franzosen hatten hier, wie überall, wo sie sich als Herren betrachteten, Kirchen und Klöster aufgehoben, deren Güter als Nationaleigenthum eingezogen und Priester, Mönche und Nonnen unbarmherzig vertrieben. Der Pfarrer des Ortes, ein alter, frommer Herr, wollte nicht von der Stätte fliehen, wo er so lange Jahre für das Heil seiner Gemeinde gewirkt. Ein Grab in dem Boden des Landes, das er als seine Heimath ansah und liebte, war Alles, was er von den Feinden seines Glaubens verlangte. Und dies wäre ihm auch nur zu bald geworden, wenn Herr Hans von Altheim ihn nicht im entscheidenden Augenblick in seinem Hause aufgenommen und verborgen hätte.

Louise besiegte endlich ihre letzten frommen Bedenken und von Altheim's Liebe gedrängt, von des Vaters Bitten aufgemuntert, folgte sie ihrem Herzen und reichte mit Willigung des alten, ehrwürdigen Priesters dem Manne, der sie so innig und treu geliebt, ihre Hand. An einem Abend schlossen sich die Thüren, die Fensterläden des Herrenhauses; eine stille Kammer ward zu einer Kapelle hergerichtet und unter einfachen Ceremonien, Gebeten, die tief aus dem Herzen kamen, verband der würdige Priester das junge Paar. Der alte, blinde Vater segnete weinend seine Kinder, die nun vereint für's Leben waren, sich Liebe und Treue gelobten immerdar, bis über das Grab.

Ein stilles Glück kehrte nun in dem Hause ein, wenn es auch oftmals durch mancherlei Drangsale, die in dieser entsetzlichen Zeit unvermeidlich waren, gestört und getrübt werden sollte. Doch die Liebe und Treue half Alles ertragen und die Hoffnung zeigte ihnen bessere, schönere Zeiten der Ruhe, die der kleinen Familie auch mit den Jahren wurden. Nur der Gedanke an den Bruder, von dem sie nichts mehr hörten, warf seine düsteren Schatten in den engen Freundeskreis. Alle ahnten sein Schicksal und beteten für ihn, wie für einen Todten, der im wilden Kampfe die Ruhe gefunden, welche das Leben ihm nicht hatte gewähren wollen.

Während der furchtbare Revolutionskrieg das Herzogthum Zweibrücken und die Pfalz mit allen erdenklichen Gräueln heimsuchte, fristete Herzog Karl in dem großen öden Mannheimer Schlosse sein Leben. Es war ein Leben verzehrender Qual, wie seine unverföhnliche Feindin es vorhergesehen. Von Gewissensbissen gefoltert, von ohnmächtigen Grimmen gegen sein Schicksal und die Menschen erfüllt, durchirrte er Tag und Nacht die weiten unbewohnten, theilweise halb versunkenen Räume. Oft weilte er an den Fenstern, die einen Blick nach den Bergen der Pfalz gewährten, und schaute in der Richtung hinaus, wo sein Zanderpalast gelegen. Von der Zerstörung seiner einst so herrlichen Residenz, die er für eine Ewigkeit zu bauen gewähnt, hatte er durch treugebliebene Beamte genauesten Bericht erhalten und nun sah er Nacht für Nacht, wie die Flammen einen Prachtbau nach dem anderen fraßen, wie sie himmelhoch loderten,

um dann erlöschend nichts als Schutt und Trümmer zu hinterlassen. Und diese geschwärzten Ruinen belebten sich für den Brütenden mit Gestalten, die Entsetzen in seiner Seele verbreiteten, sein Haar sträuben machten, und wie ein Wahnsinniger durchlief er seine Gemächer, nach Ruhe ringend, die er nimmer finden konnte.

Doch auch die Stunde des unglücklichen, für seine Vergehen hartgestraften Fürsten kam. Keine zwei Jahre ertrug er die Qualen eines solchen fluchbeladenen Daseins; am 1. April 1795 endete ein Schlagfluß sein Leben. In der Karmeliter-Kirche zu Heidelberg fand die Leiche des schlimmen Karls ihre letzte Ruhestätte.

Sein Bruder Max folgte dem Geschiedenen in der Regierung eines Landes, das nicht mehr sein eigen war. Auch an ihm ging in Erfüllung, was die Zigeunerin Jana einst an jenem Herbst- und Jagdtage des Jahres 1775 prophezeit. Er gewann einen Thron, reicher und bedeutamer, als der seines schwedischen Ahnherrn. 1799 folgte er Carl Theodor als Churfürst von Bayern, dessen König er 1805 wurde, und heute ziert sein ehernes Standbild die Residenz des Landes, während das Volk, sein Andenken segnend und ehrend, ihn Max den Guten nennt.

Lange Jahre dauerte der Krieg, doch endlich kam Frieden und Ruhe für die Pfalz, wie für ganz Deutschland und Frankreich, und rasch entleimte allerwärts ein neues Leben. Manches, was die Revolution, der Krieg in der Pfalz zerstört, erstand aus den Ruinen, wenn auch nicht immer und überall im alten Glanz. Auch in dem stillen Thale, wo das Kloster Gräfinthal lag, versuchten rüstige Hände das zerstörte Gotteshaus wieder herzustellen.

Nur der Karlsberg blieb eine Ruine. Der Fluch, der auf den Trümmern lastete, ließ kein neues Leben erstehen. Dede blieb der Berg und mit den Jahren verschwanden sogar auch die Stein- und Schuttmassen. Heute bezeichnet uns ein spärliches Gerölle, zur Seite des Weges aufgeschüttet, nothdürftig die Stellen, wo die Prachtbauten gestanden, von denen einzig und allein ein Stück Giebelmauer der Drangerie übrig geblieben ist, das mit seinen drei öden Fensterhöhlen gespenstisch in das Thal niederschaut. Junger Wald grünt überall und in wenigen Jahren wird er auch wohl die letzten Spuren des Karlsberges, der fabelhaften Residenz des letzten Herzogs von Pfalz-Zweibrücken, verdecken.

Tief in dem Hochwalde, der ehemaligen Karlslust, finden sich an versteckter, ohne Führer kaum zu findender Stelle noch einige wenige Spuren der früheren, so prächtigen und originellen Thierwohnungen. Das ist Alles.

Wer die spärlichen und doch so sprechenden Ueberreste der einstigen Herrlichkeit des Karlsberges heute noch schauen will, muß sich beeilen, im „Pfälzer Hof“ zu Homberg bei dem freundlichen Wirthe Dümmler einkehren, der ihm Wegweiser sein wird nach dem ehemaligen Karlsberger Hof, am Fuße des Karlsberges gelegen, zu dem ortskundigen und gefälligen Oberförster Lindemann — wie es der Erzähler gethan, als er den Entschluß faßte, dem Leser die Geschichte des fabelhaften Karlsberges und seiner Bewohner im Roman vorzuführen.

Ein Königskind.

Eine historische Erzählung von Karl Bastrow.

(Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Wenige Tage später hielt ein unscheinbarer Leichenwagen vor dem westlichen Portal des Temples. Zwei magere Pferde, in verschossene schwarze Decken gehüllt, hatten die Bestimmung, das langsam hingemordete Königskind zu seiner schwer errungenen Ruhestätte zu geleiten. Als der einfach gezimmerte Sarg von den Grabesbeamten in den Wagen geschoben war, setzte sich dieser sofort in Bewegung und schlug den Weg nach dem Margarethenkirchhof ein. Nur wenig Leidtragende folgten. Zumeist waren es Beamte des Temples, darunter auch die beiden ehrlichen Diener, welche den Knaben in seinen letzten Leidensstunden gepflegt hatten. Ganz zuletzt, in beträchtlicher Entfernung von dem letzten der folgenden Männer, schritt der Bettler mit seinem Sohne.

In der gemeinsamen Gruft des Begräbnißplatzes wurde die Leiche des unglücklichen Kindes zur ewigen Ruhe bestattet, und gleichsam, als wolle man jede Spur des verhassten Königthums für immer ausrotten, wurde die Leiche fußhoch mit ungelöschtem Kalk überschüttet. Als der Wagen und seine Begleiter den Friedhof verlassen hatten und der weite, öde Platz wieder in sein unheimliches Schweigen zurückgefallen war, trat Guillaume mit seinem Knaben langsam und mit einer gewissen feierlichen Würde an das frische Grab.

„Kniee nieder, mein Sohn Jean Maria!“ mahnte er, indem er seine Rechte auf das lockige Haupt des Kindes legte, „kniee nieder! . . . hebe die Hände zum Himmel empor und schwöre, daß Du die an Ludwig XVII. verübte Niederträchtigkeit rächen willst, so lange Du lebst.“

Jean Maria ließ sich auf die Kniee niederfallen. Guillaume sagte ihm die Worte des Schwurs vor und der Knabe sprach sie langsam und deutlich nach.

Als der Bettler endlich den Begräbnißplatz verließ, trat der finstere, unheimliche Zug schärfer als je in seinem Antlitz hervor.

Einige Tage später trat der Schuster Simon mit wuthentstelltem Antlitz und an allen Gliedern vor Erregung zitternd, in sein Wohnzimmer. Die rothe Jakobinermütze, welche der in wildem Haß gegen das Königthum entbrannte Mann noch immer trug, flog in die Ecke. Mit dem gewichtigen Stock stampfte er dröhnend auf den Fußboden, ehe er ihn von sich schleuderte. Ebenso heftig entledigte er sich seines Oberrockes, den er über den Arbeitschemel warf.

„Nun, Mann?“ fragte die Frau, die soeben eingetreten war, „weßwegen haben sie Dich vorgeladen?“

„'s war richtig, wie ich mir's dachte,“ brummte der Schuster: „der Tagedieb, der Bettler, hatte mich beim Direktorium verklagt. Ich sollte den dummen Jungen, den Ludwig, zu Tode geprügelt, ihm nichts zu essen gegeben und über Gebühr zur Arbeit angehalten haben. Er hatte sich

sogar erfrecht, Zeugen für seine ungereimten Beschuldigungen vorzuschlagen. Da mußte ich nun ein scharfes Verhör bestehen. Glücklicherweise konnte ich mich auf die Instruktionen der Herren Robespierre und Consorten berufen. Ich hatte die Schriftstücke sämmtlich bei mir und das war gut. Sie haben sie richtig da behalten und die Komödie wird wohl noch ein kleines Nachspiel erhalten.“

„Das kommt davon,“ eiferte die Frau, „wenn man nicht guten Rath annimmt. Habe ich Dir nicht hundert Mal zugerufen: Mach's nicht zu toll, Mann?“

Der Schuster musterte die stämmige Gehälft, welche in herausfordernder Haltung, die Hände in die Seiten gestemmt, vor ihm stand, mit einem halb zornigen, halb verwunderten Blick. Endlich stieß er zischend die Worte hervor:

„Bist Du wahnsinnig geworden, Frau! Oder plagt Dich das Gewissen? Wann hättest Du jemals den nichtsnußigen Buben in Schutz genommen? Hast Du ihn nicht heimlich abgeknißt, gestoßen und malträtirt, daß er tagelang in einem Heulen blieb und kein vernünftiges Wort aus ihm herauszubringen war?“

„Das hätte ich gethan?“ rief die Frau, indem sie ihre langen Arme emporhob und die Fäuste drohend gegen den Sprecher ausstreckte, „wer war's denn, der tagelang den Lederriemen auf den schwachen Schultern tanzen ließ? Wer war es, der den schweren Hammer und die Aehle in die kleinen schwachen Hände zwängte? Wer maß jedes Quentchen Brod, jedes Fingerhütchen voll Suppe zu? Wer hatte unausgeseht das große Maul voll von Drohungen und Scheltworten?“

„Du!“ schrie der Jakobiner mit seiner fürchterlichen Löwenstimme und dabei stieß er wiederholt die leifende Frau mit der geballten Faust in die Seite. „Du! Du! Du warst es! Und jetzt willst Du mir die Schuld heimesen? Meinst, es könnten Beamte vom Direktorium kommen und Dich als Mitschuldige verhaften? Und würdest Dich dann aus der Schlinge ziehen mit den Worten: Nicht ich, sondern mein Mann ist's gewesen, der den Knaben hingeopfert hat.“

„Ich fürchte mich vor dem Bösen nicht,“ rief das Schusterweib mit gellender Stimme, „geschweige denn vor Einem vom Direktorium. Ich werde den Herren von der neuen Gesetzgebung unverhohlen sagen, daß ich den Buben geohrfeigt, ihm hin und wieder einen Puff gegeben habe, wenn er nicht parirte, aber ich werd' auch sagen, daß Du der eigentliche Missethäter warst, der den Anterriemen erst gar nicht aus der Hand gelegt hat. Ich werde sagen, daß Du der niederträchtigste, erbärmlichste Mensch bist, den die Erde trägt.“

Eine schallende Ohrfeige, von der schwieligen Hand des Gemahls applicirt, unterbrach ihre Worte. Das in dämonischer Wuth zuckende Weib verstummte. Eine Sekunde lang stand sie regungslos wie eine Bildsäule. Dann stieß sie einen schrillen Wuthschrei aus. Die Augen funkelten in grün-

lichem Feuer. Wie ein Pfeil flog sie auf das Fenster zu, vor welchem der Schusterschemel stand. Ehe Simon noch wußte, was sie eigentlich bezweckte, hatte sie den Schemel an einem der Füße ergriffen und schleuderte ihn mit der ganzen Kraft ihrer muskulösen Arme auf den verblüfften Chemann.

Schwer gegen die Stirn getroffen, taumelte dieser zurück. Gleichfalls zum maßlosen Zorn aufgestachelt, ließ er das glühende Auge wild umherschweifen, um eine Waffe zu entdecken, die sich zur tödtlichen Rache eignete. Wer weiß, welchen Ausgang die unerquickliche Scene genommen hätte, wenn nicht in diesem Augenblick eine dritte Person auf dem Kampfplatz erschienen wäre und die Kauferei unterbrochen hätte. Es war Guillaume Hervagault, der Bettler. Mit ineinander verschränkten Armen stand er auf der Schwelle und stieß ein trockenes, höhnisches Lachen aus.

„Streitet Euch doch nicht um des Kaisers Bart,“ rief er endlich in spöttischem Tone, „der Knabe ist todt und wird durch Eure Zänkereien nicht wieder in das Leben zurückgerufen. Es kommt ja auch nicht darauf an, ob einer oder der andere von Euch einen Schlag mehr gegeben hat, als eigentlich nothwendig war. Daß Ihr den Knaben ermordet habt, steht fest, und da hat Einer so viel Schuld, als der andere.“

„Was wollt Ihr schon wieder?“ fuhr Simon auf und die Ueberzeugung, einem gemeinsamen Feinde gegenüberzustehen, ließ auch das rachsüchtige Weib schnell versöhnt an seine Seite treten. „Habt Ihr nicht gehört, daß ich die Erziehung des Jungen streng nach Vorschrift geleitet habe. Und wer giebt Euch überhaupt das Recht, Euch in diese Angelegenheit zu mischen?“

„Diese Vorschrift hat Euch Robespierre im Verein mit seinen Mordgesellen gegeben, aber Robespierre und seine Helfershelfer sind zur Strafe für ihre Schandthaten hingerichtet worden, und so verdient Ihr ein gleiches Schicksal.“

„Ja,“ rief der Schuster hämisch, „wenn's nach Eurem Willen gegangen wär', so läg' ich schon zehn Klaftern tief unter der Erde und mein Kopf würde auf einem Spieße durch die Straßen von Paris getragen und die Gamins stürmten hinterdrein mit den Worten: „Seht, das ist der Mörder Ludwig's des Siebenzehnten. Möge er ewig in der Hölle brennen, der schlechte Mensch, der unseren guten König getödtet hat!“

„So sollte es eigentlich sein,“ versetzte Guillaume ruhig, „allein das Schreckensregiment hat ein Ende und Ihr werdet mit lebenslänglicher Bagnostrafe davon kommen. Es wäre jedoch nicht unmöglich, daß ein noch milderer Urtheil gegen Euch erlassen würde, wenn Ihr ein offenes Geständniß ablegtet. Ihr habt heut' beharrlich geleugnet, den Knaben mißhandelt zu haben. Natürlich! in der Robespierre'schen Instruktion steht ja keine Silbe davon, daß in solcher barbarischen Weise gegen das Kind des letzten französischen Königs vorgegangen werden sollte. Gleichwohl ist es bereits durch Zeugenvernehmung festgestellt, daß Ihr Ludwig Capet geschlagen habt. Gesteht es ein und sühnt dadurch wenigstens einen Theil Eurer Schuld. Das ist der Rath, den ich Euch geben wollte.“

Simon lachte höhnisch auf. „Glaubt Ihr, ich sei ein

Marr, der mit guter Manier in die Falle ginge, die Ihr da so ohne Weiteres vor mich hinstellt? Ich weiß, was ich zu thun habe und werde sprechen und handeln, wie es mir passend scheint. Und nun trollt Euch von hinnen, Ihr Lügner! Ihr Erzschelm! . . . Bandit! Hahaha! Ihr glaubt wohl, ich durchschaute Euch nicht! Im Trüben fischen wollt Ihr, nichts weiter. Wollt Euch scheinbar der Sache des letzten Bourbon annehmen, Interesse erwecken, Aufsehen erregen! Meint, die Prinzessin Marie Therese werde Euch eine halbe Million Franken auszahlen, wenn sie erfährt, wie tapfer Ihr für ihren königlichen Bruder in's Feld gezogen seid. Hinaus mit Euch! . . . oder ich rufe die Polizei herbei und laß Euch auf die Wache transportiren.“

Mehr und mehr hatte der Jakobiner sich in seinen Zorn hineingeredet. Seine letzten Worte klangen rauh und donnernd. Das haßentstellte Antlitz glühte in unheimlicher Röthe und die geballten Fäuste fuhren bligschnell hin und her. Guillaume wollte in seiner ruhigen, würdevollen Weise antworten. Dazu kam er jedoch nicht. Die Thür öffnete sich plötzlich, als habe ein Windstoß sie aufgerissen. Auf der Schwelle erschien die Furie, welche vor Kurzem unbemerkt das Zimmer verlassen hatte. Hoch aufgerichtet, mit funkelnden Augen und mähenartig gesträubtem Haar schoß sie auf den Fremden zu. Die rothen Hände umschlossen den Griff einer eisernen Kohlenschaukel und die auf derselben angehäufte, von bläulichen Flammen unzutackte Kohlen warfen einen unheimlichen Schein durch das Gemach. Guillaume sah noch die energische Bewegung, mit welcher das Weib ausholte, um die Kohlen ihm in das Gesicht zu schleudern. Er hatte nur eben noch Zeit, hinauszustürzen und die Thür hinter sich in's Schloß zu werfen. Das Hohngeklächter der Megäre tönte hinter ihm her.

Tief Athem schöpfend blieb er einen Augenblick auf der StraÙe stehen, wobei er die Worte vor sich hin murmelte: „So möge das Schicksal dieser Unholde sich denn erfüllen!“ Dann schlug er langsam den Weg nach dem Temple ein, wo man ihm ein kleines Gemach zur Wohnung eingeräumt hatte.

Siebentes Kapitel.

Noch lange nach dem Verschwinden des geheimnißvollen Mannes schritt Simon in seinem Zimmer auf und ab. Eine seltsame Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Er wußte nicht, wie es kam, daß die Gedanken an das unglückliche Königskind nicht aus seinem Sinne wichen, daß er unausgesetzt die großen, starren Augen in fieberhaftem Glanze auf sich gerichtet sah. Ebenso peinigte ihn der Gedanke an den Mann, der in so beharrlicher, energischer Weise in diese fatale Angelegenheit eingriff. Das neue Direktorium fürchtete er nicht im Geringsten, allein der Bettler vom Pont royal stößte ihm ein unerklärliches Entsetzen ein.

Er setzte sich zur Arbeit nieder, allein auch dieses für gewöhnlich so probate Mittel versagte heute seine Wirkung. Mit seinem Weibe konnte er auch nicht sprechen. Die Tiefgefränkte schritt wie ein unheimlich brütender Geist durch die Räume. Er wußte auch recht gut, daß jeder Versuch zur Anknüpfung eines Gespräches vergeblich war. So warf er

endlich das Handwerkszeug bei Seite, legte den guten Rock an, stülpte die Mütze auf den Kopf und verließ das Haus, um sich nach der Schenke zu begeben, in welcher er nach vollbrachtem Tagewerke ein Glas Absynth zu trinken pflegte.

Er fand das niedere Zimmer mit Gästen gefüllt. In ihren blauen Arbeitsjoppen saßen die Männer, zum größten Theil Juntgenossen, vor den vom Alter schwarz gewordenen Tischen, rauchten, tranken und spielten Karten. Die Unterhaltung war eine laute und allgemeine, allein sie schwieg sofort, als man Simon eintreten und auf seinen gewohnten Platz zuschreiten sah.

Er war zu sehr zerstreut, um es sogleich zu bemerken. Ebenso wenig nahm er wahr, wie die zunächst sitzenden Gäste scheu von seiner Seite wegrückten, wie hier und dort ein finsterner und drohender Blick zu ihm hinüberflog. Erst als der Wirth, welcher in seiner Nähe erschien, und den er um das „gewohnte Glas“ ersuchte, sich schnell abwandte und gerade so that, als habe er nichts gehört, wurde er aufmerksam.

„Habt Ihr nicht gehört, Vater Noir?“ schrie er den Wirth an, „Ihr sollt mir mein gewohntes Glas bringen.“

Allein der Angeredete hatte sich an einen der Gäste gewandt, mit dem er in einer angelegentlichen Unterredung begriffen schien.

„Was sagt Ihr dazu, Frère Dumont?“ fragte der Schuster, indem er sich dem ihm zunächst sitzenden Nachbar zuwandte und ihm leicht auf die Schulter klopfte. „Wird man hier nicht bedient, wie der erste beste Strolch von der Straße?“

Frère Dumont, welcher vormals bei Simon als Geselle gearbeitet und sonst mit ihm auf freundschaftlichem Fuße gestanden hatte, fuhr unter der Verührung des Fragers wie von einer Schlange gestochen zurück und rief in der Erregung des Rausches:

„Der Vater Noir behandelt jeden nach Verdienst, denn er ist ein Ehrenmann. Wer sich wie ein Lump benimmt, wird wie ein Lump behandelt. Das ist's.“

Simon wollte zornig auffahren, allein er sah jetzt alle die finsternen Augen ringsumher mit dem Ausdruck der Verachtung und Mißbilligung auf sich gerichtet. Er unterdrückte den in ihm aufsteigenden Born und fragte scheinbar gelassen: „Wer kann es wagen, mich zu schmähen? Bin ich nicht ein ehrlicher Mann, so gut, wie irgend einer von Euch?“

„Ein Schurke bist Du!“ klang eine tiefe Stimme mitten aus der Versammlung, „Du hast den Sohn des unglücklichen Königs von Frankreich ermordet.“

Der Schuster war bereits bei den ersten Worten zusammengezuckt. Jetzt fiel sein Auge von Neuem auf die wetterharten Züge des Bettlers, welcher plötzlich zwischen den Gästen aufgetaucht war und ihn mit durchbohrenden Blicken fixirte. Mit erdfahlem Antlitz sprang der Gebrandmarkte auf und verließ, ohne ein Wort zu erwidern, die Gaststube.

Es war auch hierzu die höchste Zeit. Einige der Männer hatten sich von ihren Sitzen erhoben und ihre drohenden Gesten ließen das Schlimmste erwarten. Flüche und Verwünschungen schallten dem Abgehenden nach.

Dieser floh, wie von Furien gejagt, seiner Wohnung entgegen. Eine entsetzliche Angst hatte ihn befallen. Er sah,

daß er es mit einem Gegner zu thun hatte, der auf Leben und Tod zu kämpfen entschlossen war. Bisher hatte er in dem Fremden nur den unscheinbaren Mann aus den niedersten Regionen des Volkes gesehen, jetzt erschien dieser Mensch ihm wie der böse Dämon seines Lebens. War er doch mächtig genug, ihn öffentlich bloß zu stellen und seinen Ruf in der Gesellschaft zu untergraben.

In der gedrücktesten Stimmung betrat er seine Wohnung, die ihm heute fetsam öde und unheimlich erschien. Er meinte, aus jeder Ecke das ernste, strafende Antlitz seines Gegners hervorstarren zu sehen. Dazu warf die Lampe auf dem Tische einen flackernden, ungewissen Schein über die unmordentlich durcheinander stehenden Möbel, den schmutzigen Estrich und die mancherlei Lederstückchen und Werkzeuge auf dem Arbeitstische, und er empfand es fast wie eine Erleichterung, als die Theilnehmerin seiner Schändlichkeiten ihm entgegen trat, obgleich sie mürrischer und verbitterter aussah, als je.

„Der Deputirte Monbert hat hergeschickt,“ begann sie im Tone grümmigen Hohnes, „er läßt Dir sagen, daß er seine Bestellung wegen der neuen Jagdstiefel zurücknehme. Er befürchtet, sich die Beine zu brechen, wenn er Stiefel trägt, die von Händen gearbeitet sind, welche ein armes, unschuldiges Kind geschlagen haben.“

Ohne eine Silbe zu erwidern, setzte Simon sich zur Arbeit nieder, allein dieselbe wollte ihm nicht flink wie sonst von der Hand gehen. Er legte oft Ahle und Pechdraht aus der Hand und stierte finster in die Flammen des Lichtes.

Die Glocke der Kathedrale Notre Dame verkündete die zehnte Stunde, als der Meister sich erhob und sich anschickte, sein Lager aufzusuchen. War der Tag voller Unruhe und Aufregung gewesen, so sollte die Nacht nicht minder qualvoll sein. Der Schlaf floh sein Auge. Eine fieberhafte Unruhe peinigte ihn. Von den trübseiligsten Vorstellungen gemartert, warf er sich auf den weichen Kissen hin und her.

Es war das Bett des Königs, welches ihm heute ein Dornenlager dünkte. Auf diesem Bett hatte Ludwig XVI. in glücklicheren Zeiten wohl zuweisen die Sorgen seiner Regierung vergessen, hier hatte er wohl in einem kurzen Schlummer die nöthige Kraft zu neuen Kämpfen gefunden. Heute versagte das bequem und luxuriös eingerichtete Schlummerasyl seinen Dienst vollständig.

Mitternacht war nahe, als der Jakobiner in einen von bösen Träumen unterbrochenen Halbschlummer verfiel. Plötzlich schreckte er auf. Ein leises Pochen, ähnlich dem eintönigen Ticken der Todtenuhr, hatte sein Ohr berührt.

Er saß aufrecht und ließ sein Auge spähend durch die Falbe, vom schwankenden Mondlicht durchzitterte Dämmerung des Zimmers schweifen. Das Pochen wiederholte sich, leise und scharf. Es klang, wie wenn Jemand mit der Spitze einer Stechnadel an die Fensterscheibe stieß. Der unheimliche Ton machte sein Blut erstarren. Wie tausend scharfe Nadelspitzen drang er in sein Nervensystem. Da richtete er das weitgeöffnete Auge auf das Fenster und stieß einen markerschütternden Schrei aus.

„Was brüllst Du da?“ tönte die keifende Stimme seines

Weibes, das auf der entgegengesetzten Seite des Gemaches sich zu neuen Ehestandsgesechten stärkte, „was giebt's?“

„Das Kind, das Kind dort am Fenster!“ stöhnte Simon, „siehst Du es nicht, wie es mit den großen, glanzlosen Augen in das Zimmer starrt? Es ist Ludwig Capet! Nein, nein, sein Geist ist's.“

„Narrenspoffen! Ich sehe nichts!“ zürnte die Frau, „halte Deinen Mund und kannst Du's nicht, so leg' Dich in der Kammer nebenan schlafen. Ich will meine Ruhe haben.“

Sie schnarchte weiter und auch der geängstigte Schuster beruhigte sich allmählig, da die Gestalt in der That verschwunden war. Nach einer Stunde schlief er ein und als er am Morgen erwachte, war er fest überzeugt, daß lediglich seine erregte Einbildungskraft ihm einen Streich gespielt habe.

Der Tag verging ohne bemerkenswerthe Vorfälle und wenn auch das erwachte böse Gewissen sich noch immer nicht wollte einschläfern lassen, so faßte er seine Zukunft doch mit größerer Ruhe in's Auge, als er es gestern im Stande war.

Auch stellte am Abend sich der ersehnte Schlaf früher ein, als er es erwartet haben mochte. Allein ungestört sollte dieser nicht bleiben. Raun verkündete die mächtige Glocke von Notre Dame die Mitternacht, als der Schuster im Bette auf fuhr. Wieder hatte das eigenthümliche prickelnde Geräusch sein Ohr berührt.

Und da stand es wieder am Fenster, das bleiche hohlwangige Antlitz mit den großen, traurigen Augen, und eine klagende Stimme rief in das Zimmer hinein:

„Simon, Simon! Du hast schlecht und niederträchtig gegen mich gehandelt. Du bist schuld an meinem frühen Tod. Simon, ich fluche Dir! Du sollst keine Ruhe haben Tag und Nacht. Denn mein Geist umschwebt ununterbrochen den Thron des Weltgebieters, ihn bittend, daß er Dich Ewigkeiten hindurch in der Hölle brennen lasse.“

„Frau, Frau!“ rief Simon in Todesängsten, „sieh' doch, höre doch, der Geist Ludwig Capet's! O!“

Laut stöhnend, in Angstschweiß gebadet, verkroch er sich unter die Decke, allein das Weib sprang auf, warf in aller Geschwindigkeit einen Mantel über und eilte an das Fenster, das sie ungestüm aufriß. Jetzt wagte es Simon, den Kopf hervorstrecken. Er sah zu seinem Entsetzen, wie seine Frau auf die Straße hinunter sah.

„Komm' her, Du Hasenherz,“ polterte sie. „Sieh' Dir den Geist doch erst an, ehe Du Dich von ihm in's Bockshorn jagen läßt. Am Ende sind's gar ihrer zwei, die unter einer Decke arbeiten. Ja, wenn Du nicht so dumm, so hirnlos albern wärst, würdest Du längst wissen, wie die Sache liegt, Du feiger Wicht! . . . Memme, Hasenfuß!“

Diese tapfere Rede der wackeren Gehälfte bewirkte, daß der Schuster sofort auf die Beine sprang und mit einem Satz das Fenster erreichte. Er kam noch zeitig genug, um seinen Feind Guillaume Hervagault zu erkennen, welcher, einen zehnjährigen Knaben an der Hand, die Straße hinunterschnitt. Gestalt, Haltung und Gang des Kindes ließen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Sohne Ludwig's XVI. erkennen.

„Jetzt weiß ich, wie's liegt!“ rief Simon triumphirend, „und bin nun vollkommen beruhigt. Der Knabe lebt. Sein Tod und seine Beerdigung waren eine Komödie, die der pfiffige Schurke Hervagault mit gutem Erfolg in Scene gesetzt hat. Der Kerl hat Kopf. Ich durchschaue seine Pläne vollkommen. Was läßt sich nicht für eine Karriere machen, wenn man ein Kapital, wie den Sohn eines Königs in der Hand hält? Man hält die Regierung, man hält Frankreich in der plebejischen Faust! Wenn der Junge König wird — und was ist nicht Alles in der heutigen Zeit möglich? — wird der Bettler Minister — Reichskanzler — Fürst! — Thor, der ich war, daß ich mir diese Goldangel entgehen ließ! Aber vielleicht läßt sich das Versäumte nachholen!“

Behaglich streckte er sich auf den weichen Polstern aus, unbekümmert um die Stichelreden seiner Ehehälfte, welche die Sache von einem anderen Standpunkte aufzufassen schien.

„Dieser schlaue Fuchs!“ murmelte er im Einschlafen vor sich hin, „was sage ich? Dieser Teufel, der mich zu Grunde richten will, weil er in mir ein Hinderniß für seine Pläne sieht. Aber wart' nur, warte! Ich, der Schuster Simon, der Erzieher Ludwig's XVII., stürze Dich in das Grab, das Du für mich aufgeworfen hast.“

Am anderen Morgen, präcise 9 Uhr, stand er im Luxemburg in dem Wartezimmer, von welchem aus man durch eine lange Reihe von Amtszimmern in das geheime Cabinet des Polizei-Präsidenten und gleichzeitigen Repräsentanten des Direktoriums gelangte. Er mußte lange warten, bevor ein Nationalgardist ihm bedeutete, daß er den neu ernannten Chef des Polizeiwesens sprechen könne.

Dieser Chef war Niemand anders, als der berühmte Graf Paul Jean Francois Nicolas von Barras, einer der hervorragendsten Männer der Revolution. Er stand bereits in seinem 41. Lebensjahre und war trotz seiner kurzen Wirksamkeit ebenso geachtet, wie gefürchtet. Als Simon eintrat, war er scheinbar mit einer ihm zugegangenen wichtigen Angelegenheit beschäftigt. Er hatte ein Aktenstück vor sich liegen, in welchem er angelegentlich blätterte, ohne den Eingetretenen eines Blickes zu würdigen.

Simon räusperte sich und scharpte mit den Füßen. Er mußte dieses Manöver jedoch unzählige Mal wiederholen, ehe Barras, ohne von seiner Beschäftigung aufzusehen, ihm die Frage zuwarf:

„Was wünschen Sie eigentlich?“

„Ich habe dem Herrn Polizeiminister eine Anzeige von der äußersten Wichtigkeit zu machen.“

Barras tauchte gleichgültig die lange Rielfeder in das Dintenfaß, wandte einen Augenblick den Kopf zur Seite, als besinne er sich, und begann dann langsam zu schreiben:

„Ludwig der Siebenzehnte ist nicht todt. Er lebt!“ fuhr der Schuster fort, jedes seiner Worte nachdrücklich betonend.

„Ah!“ machte Barras, ruhig weiterschreibend, „das ist allerdings — eine Nachricht, — die — nicht ganz — — — unwichtig ist!“ schloß er plötzlich, spritzte die Feder aus und schob das Schriftstück vor sich hin.

„Ja,“ fuhr Simon fort, „ich habe ihn gesehen!“

„Wo?“ klang es kurz aus dem Munde des Direktors.

„Auf der Straße . . . im Temple . . . überall! Ein

gewisser Guillaume Hervagault, von dem Niemand weiß, was er ist und was er treibt, hat ihn an Kindes Statt angenommen. Er schleppt ihn mit sich herum, um gelegentlich dem Direktorium Vorschriften zu machen, um die Bourbons wieder in ihre Rechte einzusetzen, mit einem Wort, um dieses Kind als Daumschraube zu gebrauchen und alle Vortheile zu erreichen, die nur irgend zu erreichen sind."

Barras erwiderte keine Silbe. Er hatte sein Papier wieder zur Hand genommen und las das Geschriebene sorgfältig durch.

„Und das Begräbniß auf dem Margarethenkirchhof?“ fragte er endlich und dabei glitt ein leises Lächeln durch seine Züge.

„Blendwerk, Komödie!“ versicherte Simon, „man hat ein krankes Kind unterschoben, allein der Prinz lebt und ist frisch und gesund. Im Temple ist er freilich nicht mehr, doch sollte er nicht unter dem Deckmantel des Begräbnisses seine Flucht bewerkstelligt haben? Kann er nicht in dem Sarge gewesen sein, der sich im Wagen befand? Man sagt, es sollen noch andere Personen im Wagen um den Sarg herum gesehen haben. Auch einen Kasten wollen die Leute bemerkt haben. Kann nicht unterwegs die Verwechslung des todtten, fremden Kindes mit dem Prinzen stattgefunden haben?“

Barras sah dem scharfsinnigen Sprecher aufmerksam in die Augen. Es war ein eigenthümlich forschender Blick, allein der eifrige Denunziant täuschte sich vollständig über die Bedeutung desselben.

„Ich beantrage, daß der heimathlose Vagabund, der Guillaume Hervagault, zur Untersuchung und Bestrafung gezogen wird!“ schloß er in energischem Tone.

„Es ist gut!“ nickte Barras, der sich vollständig seiner Arbeit wieder zugewandt hatte, „ich dank Euch! Ich werde die Sache untersuchen und Euch Bescheid zukommen lassen.“

Mit misgüthlichem Triumph in Antlitz, Haltung und Gebärde schritt Simon seiner Wohnung entgegen. Jedem, der es hören wollte, erzählte er von seiner Audienz bei dem Polizei-Minister und wie er alle Diejenigen zur Rechenschaft ziehen werde, welche ihm nachgeredet, daß er den Sohn des sechszehnten Ludwig's ermordet habe. In Folge Dessen verbreitete sich in der That das Gerücht, das unglückliche Königskind sei noch am Leben, wie ein Lauffeuer.

Viel mochte dazu der Umstand beigetragen haben, daß man den Sohn des Bettlers hier und dort gesehen und ihn wegen seiner auffallenden Aehnlichkeit mit Ludwig XVII. für diesen gehalten hatte. Thatsache war jedoch, daß wenige Tage nach Simon's Unterredung mit Barras drei Nationalgardisten in die Wohnung des Schusters traten, von denen der älteste ohne Weiteres den Befehl stellte, ihnen zu folgen.

„Auf wessen Anordnung und wohin?“ fragte Simon, nicht wenig betroffen, allein die Beamten verweigerten jede Auskunft. Sie zeigten sich überhaupt so entschlossen und energisch, machten so wenig Umstände, daß der Jakobiner es für das Beste hielt, ihnen zu folgen.

Vor der Thür hielt ein verschlossener Wagen, den Nachbarn und Vorübergehende neugierig umstanden. Noch einmal versuchte der Verhaftete, Protest einzulegen, allein seine Bemühungen scheiterten an der Zähigkeit der Beamten, die ihn

ohne Weiteres in den Wagen hineindrängten und den Schlag zuwarfen. Wenige Minuten später rollte der Wagen zu einem der südlichen Thore hinaus und hielt nach einer halben Stunde auf einer Anhöhe vor einem ziemlich neu aussehenden kasernenartigen Gebäude, im einfachen Style errichtet.

Der Gefangene erbleichte, als er den Wagen verließ. Ein einziger Blick war hinreichend gewesen, ihm die Entdeckung machen zu lassen, daß er sich in Vicêtre vor dem neuerbauten Irrenhause befand. Einen halb angstvollen, halb wüthenden Blick schleuderte er auf den Beamten, der mit eiserner Ruhe und unerbittlichem Ernst auf das Portal deutete.

Dann rief er im Tone der Verzweiflung, indem er Miene machte, zu entspringen:

„Was wollt Ihr eigentlich von mir? Ich bin nicht wahnsinnig! Ich habe meinen Verstand so gut wie Ihr. Ich mache Lärm! Ich rufe das Volk von Paris zusammen, die Jakobiner, die mich als einen der klügsten Bürger von Paris kennen.“

„Dann wird man Euch die Zwangsjacke anlegen, Meister,“ antwortete der Beamte mit eifigem Lächeln. „Und was Euren gesunden Verstand betrifft, so thut Ihr gut, darüber zu schweigen. In diesem Augenblick weiß Jedermann in Paris, daß Ihr von der fixen Idee beherrscht seid, der Sohn Ludwig's XVII. sei noch am Leben und werde binnen Kurzem den Thron seiner Väter besteigen.“

Simon wollte eben in heftiger Weise seine Gründe für die Wahrheit dieser Behauptung erörtern, als sein wild-vollendes Auge auf einen Mann fiel, den er unter Tausenden heraus erkannt hätte. Es war Guillaume Hervagault, der Bettler vom Pont royal.

„Geh' nur hinein, Simon!“ rief er mit hämischen Lachen; „geh' hinein in die Zwangsjacke, Du hast sie redlich verdient. Aber vergiß nicht, daß ich es war, der sie Dir zusammengestellt hat. Sohn des unglücklichen Ludwig, Du bist gerächt!“

Eine Minute später hatte die schwere Thür sich hinter dem Unglücklichen geschlossen.

Von Gewissensbissen gequält, abgeschlossen von aller Welt und von den finsternen Wärtern des Hauses wie ein Töblicher behandelt, starb Simon wenige Jahre nach seiner Einkerkung. Jean Maria Hervagault hielt es für gerathen, die ihm oktroyrte Rolle des in die Welt hinaus gestoßenen Königssohnes noch eine Zeit lang fortzuspielen, allein er hatte kein Glück, indem er bald darauf verhaftet und zu vierjähriger Gefängnißhaft verurtheilt wurde.

Das Gerücht von der Existenz Ludwig's XVII. erhielt sich jedoch noch lange Zeit und wurde außer Hervagault bekanntlich noch von diversen anderen Schwindlern ausgebeutet. Unter ihnen ist der Uhrmacher Karl Wilhelm Naundorf der bekannteste. Verschiedene, nur Eingeweihten bekannte Umstände lassen darauf schließen, daß er im Besitz jenes Schriftstückes war, welches Ludwig XVI. und Marie Antoinette im Temple verfaßt hatten und das, seinem Werthe entsprechend, sorgfältig bewahrt und als Waffe gegen Frankreich und seine Regenten benützt wurde.

Flaudereien am Kamin.

Am Sterbelager der Mutter.

Vor kurzer Zeit starb eine reiche Dame, die seit etwa zehn Jahren in der größten Zurückgezogenheit gelebt hatte. Sie litt nur eine Gesellschafterin und ein Dienstmädchen um sich, empfing niemals Besuche, und nur höchst selten verließ sie in Begleitung ihrer Gesellschafterin ihre Wohnung. Vor etwa zehn Jahren war es freilich anders gewesen; da war die Verstorbene noch lebenslustig. Seit dem Tage jedoch, wo ihr einziger Sohn den Entschluß zu erkennen gegeben, ein braves, aber armes Mädchen zu heirathen, war es mit der Harmonie zwischen Mutter und Sohn und ihrer Zufriedenheit vorüber. Da die Mutter in die Verbindung nicht willigen wollte, wurde der Sohn klagbar und erstritt Betreffs des Heiraths-Conjenses ein obsiegendes Erkenntniß. Nach der Trauung verbot sie ihm und der mißliebigen Schwiegertochter das Haus. Vergeblich versuchten die Geheule, das Herz der Mutter zu rühren, alle ihre Versuche scheiterten, auch als die Ehe nicht kinderlos blieb. Die Gesellschafterin der alten Dame, welche von Anfang an einen großen Einfluß auf dieselbe ausgeübt hatte, wußte in listiger Weise jede Annäherung zwischen Mutter und Sohn zu hintertreiben. Wohl hatte die Erstere in manchen einsamen Stunden Sehnsucht nach ihrem Sohne und den Enkeln, welche Letztere sie nie gesehen hatte, aber die Gesellschafterin war eine zu gute Wächterin und wußte dergleichen Regungen zu bekämpfen. Ihre Gewalt über die Dame war schließlich so groß, daß diese sich sogar bestimmen ließ, die in ihrem Dienst befindliche Intrigantin laut Testament zu ihrer Universal-Erbin einzusetzen, dem Sohne aber nur das Pflichttheil zu überlassen. Da erkrankte die alte Dame lebensgefährlich, und schon nach kurzer Zeit mußte die Gesellschafterin einen Arzt rufen, so gern sie dies auch vermieden hätte, da sie nicht die Anwesenheit fremder Personen bei ihrer Gebieterin liebte. Der Arzt erschien, untersucht den Zustand der Kranken, und zwar auf Wunsch derselben ohne die Gegenwart einer dritten Person. Der Arzt blieb länger als eine Stunde bei der Kranken, verordnete etwas und versprach, am Abend wiederzukommen. Er kam dann auch, mit ihm aber noch ein der Gesellschafterin nur zu bekannter Mann, nämlich der geächtete Sohn in Begleitung einer Dame und zweier Kinder. Im ersten Augenblick wollte sie den Personen den Eintritt verweigern, denn ihre Gebieterin hatte ihr früher die Vollmacht gegeben, dem Sohne und dessen Familie die Thür zu weisen. Die Bemerkung des Arztes jedoch, daß die alte Dame, welche ihrer Auflösung entgegenging, ihre Kinder vor ihrem Ende sehen wolle und ihn gebeten habe, dieselben davon zu avertiren, ließ sie verstummen. Der Arzt und der Sohn der Patientin traten in das Krankenzimmer, während die Gesellschafterin stumm in einem Nebenzimmer mit der Schwiegertochter und den Enkeln verharrte. Nach kurzer Zeit kam der Sohn wieder heraus und holte seine Frau und die Kinder zu der sterbenden Mutter. Noch in derselben Stunde wurden mehrere Hausbewohner als Zeugen herbeigeholt, in deren Gegenwart die Sterbende ihr Testament umstieß, das Document vernichten ließ und dem Sohne das gesammte Vermögen vermachte. Am Nachmittage darauf drückten die Kinder der alten Dame die Augen zu.

Ein fahrender Wunderrabbi traf vor Kurzem in Krakau ein. In Folge dessen hatte sich eine große Anzahl „Chassidim“ (Secte orthodoxer Juden) auf dem Bahnhofe eingefunden, um ihn zu empfangen. In einer den bescheidensten Reinlichkeits Sinn tief verlegenden schmutzigen Toilette stieg der „Heilige“ aus dem Eisenbahncoupé. Nachdem er mit kluger Berechnung den ihm von dem wüsten Menschenhaufen angebotenen Bewillkommungsgruß nur einigen ihm bekanntge-

machten „Vornehmen“ erwiderte, fuhr er nach dem in unmittelbarer Nähe von Krakau befindlichen Podgorze, wo er bei einem reichem Chassid Quartier nahm. Hier weilte ungefähr vierzehn Tage der „göttliche Mann von Turst“ (in Rußland) und aus Nah und Fern wallfahrten in dichten Schaaren die armen Opfer der Unwissenheit herzu, drängten sich mit Lebensgefahr vor die Thür des Zimmers, in welchem der Rabbi angeblich in directer Correspondenz mit dem lieben Herrgott stand und ein jeder der Wallfahrer war glücklich, wenn es ihm durch Bestechung des vor der Thüre wachhabenden Famulus des „Heiligen“ gelang, Letzterem den das Begehren enthaltenden Zettel mit dem „Ablass oder Lösegeld“ zukommen zu lassen. Das specielle Fach des „Rabbi von Turst“ besteht in dem brillanten Mirakel, das sich an Frauen besonders bewährt. Daher waren es auch größtentheils junge und alte Frauen (letztere im Glauben, daß dem göttlichen Manne Alles zu bewirken möglich sei), die in Podgorze die Wohnung des „Heiligen“ förmlich belagerten, um ihn gegen gute Bezahlung um Nachkommenschaft anzusehen. Seine diesbezügliche wunderwirkende Kraft gilt dermaßen als unfehlbar, daß er während seiner Anwesenheit gegen reichliches Honorar in blanken Ducaten oft ersucht wurde, Brautpaare zu trauen, weil darin die Bürgschaft einer glücklichen, mit Nachkommenschaft gesegneten Ehe erblickt wurde; es soll sich auch das merkwürdige Wunder ereignet haben, daß eine durch ihn getraute junge Frau aus „frommem“ Hause schon drei Monate nach der Hochzeit von einem kräftigen Knaben entbunden worden ist. Nachdem der Wunderrabbi von Turst mehrere tausend Gulden zusammengespart, verließ er dieses Städtchen, um seine fromme Wanderung fortsetzend, in einer anderen Stadt seine Wunderthaten gegen blanke Ducaten und Accepte zu produciren.

Ein Recept gegen den Teufel.

Vor dem Kreisgerichte der galizischen Stadt Sanok schwebt gegenwärtig ein merkwürdiger Proceß, der, man sollte es kaum für möglich halten, eine „Teufelsaustreibung“ zum Gegenstande hat, welcher der Bauer Chlebel aus dem Dorfe Kutno zum Opfer gefallen. Derselbe litt durch übermäßiges Schnapstrinken am Säuerwahnsinn, der zeitweise in solche Tobsucht ausartete, daß der davon Befallene in der Wirthschaft alles zerschlug und sein Weib am Leben bedrohte. Die Frau klagte unter Anderem ihren Kummer dem Küster des Dorfes, der mit wichtiger Miene behauptete, der Bauer sei vom Teufel besessen, welcher unter allen Umständen ausgetrieben werden müsse. Dies sollte durch Weihwasser und Weihrauch bewirkt werden, wovon der Küster der Bauerfrau ein gewisses Quantum lieferte, wofür er sich einen Gulden bezahlen ließ. — Als einige Tage später der Bauer wiederum vollgetrunken nach Hause kam, ward er von seinem Weibe und Schwager, nach dem Recepte des Küsters, aufs Bett geworfen, gebunden und alsdann gezwungen, so viel Weihwasser und Weihrauchdampf zu schlucken, bis er daran erstickte. Das Weib, ihr Bruder und der Küster haben sich nun vor dem Kreisgerichte in Sanok zu verantworten, wo es gelegentlich der Voruntersuchung auch an Humor nicht fehlte. Als nämlich der Untersuchungsrichter dem Weibe vorhielt, es habe durch seinen Unverstand, wenn nicht durch verbrecherische Absicht, seinen Mann getödtet, rief jenes schluchzend aus: „Die heilige Jungfrau mag mich vor einem solchen Gedanken bewahren! mein Mann ist nur deshalb gestorben, weil er ohne den Teufel, den wir ihm schon schon ausgetrieben hatten, gar nicht mehr leben konnte!“

Irren ist menschlich.

Ein reicher Gutsbesitzer war neulich in Geschäften nach

Berlin gekommen. Müde, hungrig und durstig betrat er eine Restauration, um sich zu stärken. Das vorgesezte „Echt Bäterisch“ mundete ihm vortreflich; aber als der bestellte Braten ihm servirt wurde, war der gute Mann eingenickt. Unterdessen hatte sich an das vereinsamte Cektischchen auch ein armer Teufel gesetzt, um ein Glas „Sechsdreier-Bieres“ zu trinken. Der Duft des Bratens stieg gar verführerisch in seine Nase. „Wenn der reiche Mann hungrig wäre,“ sagte sich im Stillen der Arme, „könnte er angesichts dieses köstlichen Bratens nicht schlafen. Vielleicht ist es sogar eine Gefälligkeit für ihn, wenn ich statt seiner den Braten verzehre?“ Durch diese und ähnliche Trugschlüsse betäubte er sein Gewissen und, ehe es Jemand bemerkte, war der Braten in die unrechte Kehle gekommen. Der arme Mann bezahlte sein Glas Bier und machte sich eiligst aus dem Staube. Gleich darauf erwachte unser „Onkel vom Lande“, der Hunger in ihm erhob seine laut mahnende Stimme, und mit einiger Ungebuld rief er dem dienende Geiste, der sich um ihn gar nicht zu kümmern schien, zu: „Kellner, ich habe eine Portion Braten bestellt!“ Der Mann im Frack trat heran, warf einen Blick auf den Teller, auf dem nur noch ein abgeschälter Knochen einsam lag, und sprach lächelnd: „Sie habe den Braten ja schon verspeist, mein Herr!“ — Nun wurde der Gutsbesitzer an sich selbst, an seinem Gedächtnisse, an seinem Magen, am Kellner, und womöglich an der ganzen Welt irre. Um jedoch einen langen Prozeß, der doch zu nichts führen konnte, zu vermeiden, lächelte auch er und sprach: Irrn ist menschlich! Aber unter allen Umständen bringen Sie mir noch eine Portion Braten; denn mein Magen irrt sich nie!“

Seltfame Sitten.

Die Frauen in Hindostan besitzen so gut wie die Männer ihr eigenes Gesetzbuch, worin ihre Rechte schwarz auf weiß verzeichnet stehen. Sieben weise Frauen Hindostans sind Verfasser dieses Codex. Danach werden sämtliche Mannschaften oder Männer in drei Klassen getheilt: in „Anständige“, in „Halbe“ und in „Hulpul-Hupla“. Unter den „Anständigen“ versteht man Solche, die im Stande sind, eine Frau anständig zu ernähren. Die „Halben“ vermögen Dies nicht und ihre Frauen müssen selbst Hand mit anlegen, das tägliche Brod zu erwerben. Sie können also auf gleiche Rechte keinen Anspruch machen. Die Frau, wenn sie von dem Halben geschlagen wird, hat das Recht, wieder zuzuschlagen, auch darf sie dem Manne Haare aus dem Barte zupfen. Am schlimmsten freilich haben es die „Hulpul-Hupla's“. Die Frauen derselben können zehn Tage lang außer dem Hause bleiben und die Männer dürfen sich nicht einmal erkundigen, wo sich die Frau Gemahlin während der Zeit aufgehalten hat.

Ein hecker Gaunerstreich.

In eine Damenkleiderniederlage trat ein in einen weiten Mantel gehüllter Herr, während der Besitzer des Stablkessens sich eben allein in demselben befand. Der Herr verlangte fertige Kleider, da er, wie er sagte, seine Frau mit einer hübschen Toilette überraschen wolle. Nach einigem Suchen entschied er sich für ein schweres Seidenkleid und fragte den Verkäufer: „Haben Sie nicht eine Probirmamsell zur Hand, damit ich sehen kann, wie das Kleid sitzt?“ — Der Kaufmann bedauerte, daß keine seiner Damen anwesend sei. „Thut nichts, wollen Sie das Kleid für einige Augenblicke anziehen.“ — Der Ladeninhaber, nichts Arges ahnend,

zog das Kleid an, knöpfte es zu, wendete sich nach allen Seiten. — „Großartig!“ ruft mit scheinbarem Entzücken der Käufer, aber in demselben Momente sprang er zur Geldlade, rief sie heraus, steckte sie unter den Mantel und rannte davon. Der entsetzte Kaufmann läuft hinter ihm her; aber auf der Gasse packen ihn die Passanten und führen ihn mitleidsvoll in den Laden zurück, da sie glaubten, der Arme sei verrückt geworden. Bis er den Sachverhalt zu erzählen vermochte, war der Gauner spurlos verschwunden.

Der Baron von M. versicherte einst: „Auf meine Ehre, um Alles, was ich bei Hofe geworden, bin ich auch nicht einen Schritt gerungen.“ — „Das glaube ich wohl,“ sagte eine Dame, „kriechen heißt ja auch nicht gehen!“

Ein Edelmann befand sich mit seinen Bauern auf der Dachs Jagd. Ein Dachs floh in seine Höhle, und ein Bauer, der in verfolgte, steckte die Hand in's Loch, um ihn herauszuziehen. Der Dachs aber biß ihn so sehr in die Hand, daß er jämmerlich schrie. — „Hast Du den Dachs?“ fragte der Edelmann erfreut. — „Ne, gnädiger Herr, aber der Dachs hat mi!“

Ludwig XIV. übergab einst Verse von seiner eigenen Composition an Boileau und bat Diesen um sein Urtheil. — Boileau erwiderte darauf: „Eurer Majestät ist Nichts unmöglich: Sie haben schlechte Verse machen wollen, und — selbst Das ist Ihnen gelungen!“

„Sie sind der glücklichste Mensch auf der Welt, Sie haben Alles, was zum Glück gehört,“ sagte ein Freund zum andern. — „Sie haben Recht,“ antwortete der Andere, „nur in der Liebe bin ich seit meiner Jugend sehr unglücklich.“ — „Wie so?“ — „Meine erste Geliebte ging in's Kloster, meine zweite raubte mir der Tod und die dritte ist — meine Frau geworden.“

— Latour Maubourg verlor bei Leipzig ein Bein. Nachdem er die Amputation mit großer Kaltblütigkeit ertragen hatte, sagte er zu einem seiner Diener, welcher in einer Ecke des Zimmers weinte: „Spare Deine Thränen, Du Henschler! Ich weiß, daß Du innerlich froh bist; denn Du brauchst fortan nur einen Stiefel zu wischen.“

— „Herr Wirth, bringen Sie mir eine Flasche alten Rheinwein!“ — „Ja wohl!“ — „Wie alt ist dieser wohl?“ — „Er liegt schon fünf und zwanzig Jahre auf Flaschen!“ — „So hat sich diese Fliege aber gut gehalten, die noch lebendig darin herumzappelt!“

— „Kriegen meine Hunde auch richtig ihr Futter?“ fragte der alte Fritz einen Pagen. — „Erst Sie, dann die Hunde, dann ich,“ antwortete der Gefragte. — Der König, dem diese Antwort gefiel, ließ den Pagen wieder vor sich kommen und sagte: „Mir Kaffee, meinen Hunden Brod, und ihm diese Uhr!“

Mit dieser Nummer gelangt Nr. 2 des zweiten Jahrganges zur Ausgabe und sind sämtliche Boten damit versehen.